

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

16.9.1934 (No. 37)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 37



16. Septbr. 1934

Gustav Rommel / Ein Scheffelbrief

Man schrieb das Jahr 1857 — es war ein Schicksalsjahr für den einunddreißigjährigen, schon berühmt gewordenen Joseph Viktor Scheffel. Der Schmerz um seine bei ihm in München im Februar des Jahres unter tragischen Umständen verstorbene, so sehr geliebte Schwester Maria lastete schwer auf des Dichters Seele. Joseph lebte wieder daheim in Karlsruhe bei den Eltern in seiner Mansardenstube, wo er sich nicht wohl fühlte, von wo er sich hinaussehnte nach Wanderungen, nach Natur, doch wollte er aus Kindesliebe Vater und Mutter in ihrer Trauer um Maria nicht verlassen. Der Tod der Schwester sollte aber eine entscheidende Wendung im Leben des Dichters bringen. In den Frühlingstagen des Jahres schrieb er den „Hugideo“ als Denkmal für seine von ihm schmerzlich vermisste Schwester nieder. Da traf im Mai sein Münchener Freund August Eisenhart¹⁾ in Karlsruhe ein, der die Eltern Scheffels dazu überredete, daß Joseph mit ihm eine Reise nach Paris und der Normandie unternehmen durfte. Die Fahrt mit dem vertrauten Freunde und die Verbundenheit mit der Natur sollten den jungen Dichter, wie alle hofften, wieder freimachen von trüben Gedanken, — und Scheffel rang sich auch durch.

Ueber Paris, Le Havre, Dieppe reisend, nahmen die beiden Freunde schließlich an der normannischen Küste längeren Aufenthalt, der mit Ausflügen zu Wasser und zu Lande ausgefüllt war. Scheffel zeichnete dabei fleißig²⁾, was ihn berührte; träumte er auf das Meer hinaus, so verklärte sich sein Schmerz um die Schwester: es entstanden damals die rührenden Gedichte „Maria“.

Aber diese Reise brachte auch in Scheffel den wichtigen Entschluß hervor, sein Leben in sichere Bahnen von Beruf und Pflicht zu lenken, um von den ihn beengenden Verhältnissen seines Vaterhauses herauszukommen und in einer geregelten Berufsarbeit zu gefunden.

Gestärkt an Körper und Seele kam der Dichter im Juni 1857 nach Hause zurück mit der Absicht, zunächst seine Erlebnisse und Eindrücke von seiner Reise niederzuschreiben, sich aber dazu in Heidelberg niederzulassen. Dort richtete ihm dann die sorgende Mutter im Hause des Professors Leonhard am Klingentor eine Wohnung ein.

Zu der vorgenommenen Beschreibung der Normandiereise aber kam Scheffel doch nicht, obwohl er schon seine Skizzen dazu im voraus an den Verleger Georg Westermann in Braunschweig eingesandt hatte. Westermann hatte im Jahre zuvor seine „Monatshefte“ begründet und im zweiten Band 1857 Scheffels Reisebeschreibungen von Südfrankreich³⁾ ver-

öffentlicht. Der „Hugideo“ war auch schon für die Monatshefte angenommen worden.⁴⁾ Westermann, der Scheffels Meisterschaft der anschaulichen Schilderung von Land und Leuten mit ihren Rückblicken auf Geschichte und Kultur sehr schätzte, traf schon die Vorbereitungen für Scheffels Beschreibung der Normandiereise. Aber der Dichter fand in Heidelberg nicht Zeit und Muße zur Fertigstellung der beabsichtigten Abhandlung. Im Juli besuchte ihn der bekannte Kulturhistoriker Professor W. G. Riehl, mit dem er eine Rheinreise unternahm, von der Scheffel aber allein über den Odenwald⁵⁾ wieder heimkehrte. Im September folgte der Dichter einer Einladung des Großherzogs von Weimar auf die Wartburg, wohin er im November nochmals eingeladen wurde. Bei dem zweiten Besuch auf der Wartburg nahm ihm der Großherzog das Versprechen ab, einen kulturhistorischen Roman über den Wartburgsängerkrieg von der Art des „Elkehard“ zu schreiben. Der Roman ward nicht geschrieben, obwohl die Sache, den Dichter lebhaft beschäftigte. Auch die Normandiereisebeschreibung war hinausgeschoben. Ein neues, wichtiges Ereignis trat in Scheffels Leben. Er hatte durch die Beziehungen seiner Mutter vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg in Donaueschingen unterm 28. Oktober 1857 die Anstellung als Hofbibliothekar erhalten und diese Stelle angenommen.

Von der Wartburg nach Heidelberg heimgekehrt, bereitete sich Scheffel auf seine Uebersiedelung nach Donaueschingen vor. Es galt ein neues Leben — und darob räumte er mit allem möglichen auf, wobei auch die Angelegenheit mit Westermann in Braunschweig wegen der Normandiereise darankam.

Am letzten Tag, den er in Heidelberg verbrachte, am 26. November 1857, schrieb Scheffel an Westermann einen Brief, dessen bemerkenswerter Inhalt Aufschluß über die von Scheffel vorgehabte Arbeit, wie aber auch darüber gibt, daß der Dichter infolge gewisser Vorkommnisse damals mit Westermann nicht gerade zufrieden war. Tatsächlich ist auch in den folgenden Jahren nichts mehr von Scheffel in Westermanns Monatsheften erschienen. Die Beziehungen zu Westermann scheinen sich in der Folge wohl gelöst zu haben.

Scheffels eigenhändiger Brief an Westermann fand sich im Archiv des Germanischen Museums zu Nürnberg. In der Scheffel-Literatur ist er bis jetzt nirgends erwähnt oder benutzt, wie überhaupt noch festzustellen wäre, ob der Schriftwechsel Scheffel—Westermann erhalten blieb und wo er ruht. Der Inhalt des für den Dichter Scheffel charakteristischen Briefes spricht für sich selbst. Zu bemerken wäre noch, daß dem am Schlusse des Briefes von Scheffel erwähntem Erscheinen der „Revue germanique“ von Westermann keine Beachtung geschenkt wurde. Der Verbleib der in Scheffels Hände gegebenen Holzdruckstöcke und die Lösung dieser ganzen Angelegenheit

¹⁾ Ein Studiengenosse (1844), später Kabinettsrat des Königs Ludwig II. von Bayern, vermählt mit Luise von Kobell, Franz von Kobells Tochter.

²⁾ Einige Skizzen aus der Zeit im Scheffel-Museum Karlsruhe.

³⁾ Band II (1857) in Nr. 7: Ein Gang zur großen Carthause in den Alpen der Dauphiné; in Nr. 11: Avignon; in Nr. 12: Ein Tag am Quell von Baucluse.

⁴⁾ Veröffentlicht, Band II (1857) in Nr. 13.

⁵⁾ Diese Wanderung gab den Anlaß zu Scheffels „Odenstein-Itenern“.

mit Westermann wäre für die Scheffelforschung eine weitere interessante Untersuchung.

Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Berehrter Herr Westermann!

In der letzten Zeit manigfach von hier abwesend und von Geschäften beansprucht, kann ich erst heute Ihre freundliche Zuschrift vom 9. d. M. beantworten.

Ich danke Ihnen für die übersandte Berechnung der Zeichnungen; wir werden in diesem Betreff keine Erörterung mehr zu pflegen haben, da ich für die Folge — Ihren Mitteilungen gemäß — keine speziellen Ansprüche für schriftstellerischen Arbeiten beigelegte Illustrationen erheben und überhaupt die Zeichnung beschränken werde.

Es thut mir nun sehr leid, daß Sie, trotz meines Briefes vom Oktober, die Skizzen aus der Normandie noch auf Holz zeichnen ließen, da ich Ihnen schon damals bestimmt schrieb, daß ich diesen auf noch weitere Zeichnungen berechneten Plan fallen lassen wolle. Es ist mir unmöglich, zur Zeit zu sagen, ob und wann ich dazu kommen könnte, mit Ruhe und Behagen das fernere zu zeichnen und beschreiben.

Auch betreffend der andern begonnenen und halb gereiften Arbeiten habe ich eine etliche Monate wohl andauernde Störung zu gewärtigen und bedaure, daß jetzt schon die Vorarbeit des Aufzeichnens auf Holz geschehen ist, da der Text nicht alsbald dazu folgen kann. Ich habe eine Stellung an der Fürstlich fürstbergischen Bibliothek in Donaueschingen (Seckreis) angenommen und muß morgen dahin abreißen, die erste Einrichtung und der Drang mechanischer Geschäfte machen mir unmöglich, in nächster Zeit zur Arbeit mit der Feder zu schreiben. Sollte es allzulang dauern, so bin ich natürlich bereit, Sie für die vergeblich vorbereiteten Zeichnungen, soweit sie nicht die Skizzen aus der Normandie betreffen, wegen welcher ich Ihnen förmlich abschied, vollständig zu entschädigen. Ich nehme die Holzstöcke mit nach Donaueschingen, um sie zur Hand zu haben und vor Auge, als Mahnung, das Begonnene zu vollenden, und hoffe auch, daß es geschieht, aber ich bitte um Geduld.

Mit einigen der Zeichnungen bin ich wenig zufrieden, andere sind gut, der Zeichner auf Holz ist aber künstlerisch nicht so geschickt, wie der frühere, — ich werde Ihnen später darüber ausführlicher schreiben.

Ein Buch, Mylius Reisen, ist durch Buchhändlergelegenheit an mich gelangt, es ist aber nicht von mir an Sie geschickt worden und ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir einmal geschrieben, es von Wolfenbüttel sich verschafft zu haben. Es folgt daher zurück.

Etlliche Bekannte dahier theilen mir mit, daß in Frankreich eine Revue germanique gegründet wird, die sich mit allen Erscheinungen deutscher Literatur und deutschen Geistes befassen soll. Vielleicht interessiert es die Monatshefte, davon Notiz zu nehmen und das Erscheinen dieses Wertes mit zwei Worten im Dezemberheft anzuzeigen. Ich lege die französische Notiz eines der Mitarbeiter zu Ihrem Gebrauch bei.

Meine Adresse für die nächste Zeit ist Donaueschingen (Großherzogthum Baden, Seckreis).

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Dr. J. Vict. Scheffel.

Heidelberg,

25. November 1857.

Zur Bervollständigung der Darstellung über die Ereignisse in Scheffels Leben im Jahr 1857 sei erwähnt, daß er sich am 26. November von Heidelberg nach Karlsruhe zu den Eltern begab, um von da die Reise nach Donaueschingen fortzusetzen, wo er am 1. Dezember eintraf. Dort nahm der Dichter alsbald die Arbeit auf, die seine germanistische Ader und Fähigkeit besonders reizte und der er sich mit ganzer Seele und Gewissenhaftigkeit widmete und sie vollendete. Die Ordnung und Verzeichnung der von der fürstl. Herrschaft erworbenen Laßberg'schen Sammlung von Büchern und wertvollen Handschriften, worunter die des Nibelungenliedes. Diese kostbaren Schätze zu bearbeiten gaben Scheffel Anregungen aller Art und nicht zuletzt auch zu Vorstudien zum geplanten Wartburg-Roman, an den er sich schon im Frühherbst 1857 aber und die Holzstücke dazu scheint er dadurch zurück- und schließlich vollständig beiseitegestellt zu haben. Von der Normandie kündete außer den Maria-Liedern und dem obigen Brief an Westermann nur noch einige Zeichnungen des Dichters im Scheffelmuseum zu Karlsruhe.

K. Fr. Leucht / Die Musik am Durlacher und Karlsruher Hof

II. (Schluß)

Bei den Opernaufführungen bedient man sich nun ausschließlich der an den Hof verpflichteten „Sängerinnen“. Es waren dies Mädchen aus der näheren und weiteren Umgebung, die durch dazu bestimmte Hofmusiker ihre musikalische Ausbildung erhielten, bei den Balletten als Tanzmädchen, bei den Chor- und Opernaufführungen als Chor sowohl als auch in sämtlichen Rollen mitzuwirken hatten. Da die meisten von ihnen keine Notenkenntnis besaßen, mußten die männlichen sowie weiblichen Partien durch Vorsingen mühevoll einstudiert werden. Neben diesen Aufgaben mußten sich die Mädchen auch zur persönlichen Verwendung durch den Fürsten zur Verfügung halten. Dieser Umstand brachte ihnen das Prädikat „Haremssdamen“ ein. Die Anzahl dieser „Gartenmädchen“ war ursprünglich 69 (1714/16), 1717 kamen noch 32 hinzu. Die hin und wieder genannte Zahl von 200 ist völlig aus der Luft gegriffen, schon deshalb, weil sie eine völlig untragbare Belastung des Haushaltes bedeutet hätte. Zweifellos waren finanzielle Ueberlegungen, neben der zugegebenen Vorliebe des Markgrafen für schöne Frauen, dafür maßgebend, daß man die männlichen Hauptrollen mit den Frauen statt durch teure Kastraten besetzte. Mit den Jahren ging die Zahl der Mädchen zurück; so waren es 1722 noch 57, ein Jahr später 50, 1733 waren sie ganz verschwunden.

Wenn bis jetzt fast ausschließlich nur von Opernmusik die Rede war, so hat dies seinen Grund darin, daß einerseits die Oper das Hauptbetätigungsfeld der Musiker gewesen ist, andererseits uns aber über die Ausübung bei der Kirchen- und Tafelmusik sowie der bei festlichen und feierlichen Anlässen nötigen Musik anscheinend keinerlei Berichte überkommen sind. Die Neigung des Markgrafen zur Entfaltung einer gewissen Pracht in der Hofführung, die ja den meisten Fürsten seiner Zeit eigen war, und seine Vorliebe für Frauen ließen ihm naturgemäß den Theaterbetrieb angelegener sein, zumal in dieser Zeit Musikausübung fast gleich mit Theaterbetrieb war. Die Aufführungen scheinen auch außerhalb der Hofstätte stattgefunden zu haben. Ob sie, ähnlich wie in Durlach, teils im Freien vor sich gegangen waren, ist zwar nicht belegt, aber anzunehmen. Die Aufführungen fanden sonst im „opera Haus“, das mit dem Ballhaus den östlichen Flügel des Schlosses bildete, statt.

Das Jahr 1733 machte aller musikalischen Betätigung ein Ende. Infolge der polnischen Erbfolgekriege mußte der Mark-

graf die Stadt verlassen, über alles breitet sich der Schrecken des Krieges. Die Mehrzahl der Musiker findet die Entlassung; ein kleiner Kreis bleibt übrig, dessen Tätigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf die Kirchen- und allenfalls die Tafelmusik der zurückgebliebenen Fürstin beschränkt ist. Als im Jahr 1737 der Fürst wieder zurückkehrt, finden zwar einige Neueinstellungen statt, das Orchester bestand aus 14 Musikern und den 10 Hautboisten, war mithin erheblich zusammengeschmolzen. An eine Opernaufführung ist nicht mehr zu denken. Das bedeutet aber das Ende der deutschen Opernpflege am Karlsruher Hofe.

Als am 12. Mai 1738 der Markgraf Karl Wilhelm einem Schlaganfall erliegt, hat die Musiktätigkeit am Karlsruher Hof ein vorläufiges Ende erreicht.

So tritt im Musikleben, das während der Regierungszeit Karl Wilhelms rege aufgeblüht war und vor allem seinen Glanz auf die Oper warf, ein jahrelanger Stillstand ein. Die verwitwete Markgräfin Magdalena Wilhelmine hat für die Opernpflege keinen Sinn, einerseits, weil sie gerade ihr zum großen Teil ihre zerrütteten Familienverhältnisse zu verdanken hatte, außerdem mögen ihre fast pietistisch eingestellten religiösen Anschauungen das ihre dazu beigetragen haben; kurz die Oper wird überhaupt und die sonstige musikalische Betätigung zum großen Teil aufgegeben. Die kümmerlichen Reste des Orchesters werden kaum beschäftigt; die Musiker finden als Lakaien und sonstige Hofbedienstete Verwendung, ihre musikalischen Fähigkeiten liegen brach. Das bleibt auch, als die Markgräfin, die für den noch minderjährigen Karl Friedrich die Regierungsgeschäfte geleitet hatte, im Jahre 1742 stirbt, unter ihrem Nachfolger Karl August. Gelegentlich finden zwar kleine Aufführungen statt, im wesentlichen bleiben diese auf die Tafel- und Kirchenmusik beschränkt.

Am 17. Februar 1743 kehrt der bereits erwähnte Joh. Melchior Wolter wieder an den Hof zurück, wo er bis zu seinem Tode die Direktion übernimmt. Er findet die stark reduzierte Kapelle (12 Musiker) vor, alles alte, schon jahrzehntelang tätige Musiker.

Wolter, der schon früh durch seine Leistungen und seine Begabung sich das besondere Wohlwollen des Fürsten zugezogen, erhielt von diesem 1719 einen mehrjährigen Urlaub nach Italien, mit fortlaufendem Gehalt, um sich „auf eine Zeit lang von anderthalb bis zwey Jahren nach Venedig umb in der

Musik mit Erlernung der Italienschen Manier, auch anderer Vortheile und Handgriffe, sich mehrmals zu habilitiren.“ Benedig und Rom waren seine Hauptstationen. Heute hütet die Bad. Landesbibliothek fast das ganze Lebenswerk dieses fruchtbaren Komponisten im Manuskript.

Von Eisenach an den Hof zurückgekehrt, findet Molter zunächst Verwendung als Musikdirektor und, da diese Tätigkeit wenig ausreichend ist, noch im Gymnasialschuldienst. Sein Wirkungskreis wird ein ungleich größerer, als im Jahre 1746 Karl Friedrich volljährig wird und die Regierungsgeschäfte übernimmt. Der musikliebende Fürst fordert den Kapellmeister auf, einen Plan zur Errichtung eines Orchesters auszuarbeiten. Diesen Plan überreicht Molter bereits wenige Tage nachher und findet den Beifall des Fürsten. Kurz darauf wird die Errichtung der Kapelle durch Dekret mit einem Kostenaufwand von 6776 fl. angeordnet (am 9. März 1747) und mit deren Ausführung und Ueberwachung Molter betraut.

Die folgenden Jahre stehen demnach im Zeichen der Neuverpflichtungen, wobei auch wieder zwei Italiener an den Hof kommen: Joh. Bernh. Pompeati und Hyacintho Sciatti. Das Orchester enthält nun einen Kapellmeister, drei Violinisten, zwei Waldhornisten, einen Flauto traversist, einen Violoncellist, einen Clavicinist (zugleich Hoforganist), einen Fagottist, einen Hautboist, fünf Trompeter, einen Hofpauker und zwei Jagdwaldhornisten. Die Aufführungen finden wieder in größerem Rahmen statt, bewegen sich jedoch nur in der Sphäre der Kirchen- und Tafelmusik.

1765 erleidet das Musikleben einen bedeutenden Verlust durch den Tod Molters. Seine Stelle bleibt ein Jahr lang

unbesetzt, wird dann Sciatti übertragen. Doch dieser weniger fähige Musiker verwaltet mehr schlecht als recht sein Amt, weshalb es auch oft zu Unstimmigkeiten kommt.

Durch den Tod August Georgs von Baden-Baden, der ohne Nachkommen starb, wodurch die Herrschaft Baden-Baden an die Durlacher Linie fällt, tritt eine große Veränderung in den Jahren 1772/73 ein. Durch die Vereinigung wird das Rastatter Hoforchester aufgelöst; seine Mitglieder werden teils pensioniert, teils vom Karlsruher Hof übernommen. So siedeln bereits 1772 eine Anzahl von Musikern nach Karlsruhe über, ein weiterer Teil kommt im Jahr 1773. Durch den Zuzug dieser Musiker nimmt das Karlsruher Orchester nicht unwesentlich zu (es waren im ganzen 16 Musiker übernommen worden) und steht rein zahlenmäßig hinter anderen Instituten nicht mehr zurück. Damit aber ist die Grundlage gegeben für ein Aufsteigen des Wirkungskreises, für ein Vertiefen der musikalischen Betätigung, die Grundlage für das spätere Wirken des Mannes, der von Rastatt übernommen und dessen Schaffen weit über die lokalen Grenzen hinaus bekannt wurde, Johann Alois Schmittbaur.

Literatur:

- H. Ordenstein: Die Musik in Karlsruhe. 1915.
L. Schiedermaier: Die Oper an den bad. Höfen. Ebd. I. M.G. XIV.
v. Weech: Karlsruhe. Gesch. d. Stadt. 1895. Badische Geschichte. 1890.
A. Fr. Leucht: Die Entwicklung der bad. Hofmusik. 1933.

Toni Rothmund / Kleines Glück / Novelle

I.

In einer behaglichen süddeutschen Kleinstadt, in einem Hause der Gartenstadt, dort, wo sie sich schon ins freie Feld zu verlieren beginnt, wo alle Landstreicher eintreffen und alle Fahrzeuge, die aus der Welt kommen und in die Welt gehen, ohne halt zu machen, vorüberlaufen — da wohnte der Professor Doktor Johannes Griesse, ein Mann von mittleren Jahren mit einem grauhaarigen Philosophenkopf, lebte da mit seiner Frau Christine, mit sich und der Welt einigermassen zufrieden und nichts begehrend, als von ihr in Ruhe gelassen zu werden.

Aber so gut wird es ja dem Menschen selten zuteil.

Johannes Griesse unterrichtete an der Mittelschule des Städtchens in Naturwissenschaften und Mathematik, in welchen Fächern er eine große Leuchte sein sollte. Am Leben nahm er weiter keinen tätigen Anteil mehr, sondern er hatte sich ein bequemes Observatorium errichtet, von wo er die Welt über sich mit Ehrfurcht und die unter sich mit Humor betrachtete. Er hatte sich eine lächelnde Weisheit und eine olympische Ueberlegenheit angeeignet und war so leicht nicht aus seinem Gleichgewicht zu bringen. Denn aus seiner Wissenschaft meinte er gesehen zu haben, daß alles Leben seine vorgeschriebenen Bahnen ziehe und daß es nicht lohne, sich über Unabänderliches aufzuregen. Denn es komme doch alles, wie es kommen müsse.

Diese ruhige Gelassenheit zeigte sich in seinen weingeschnittenen blauen Augen, die über die kleinen und widrigen Dinge des Lebens hinwegsehen und nur die großen der Beachtung für wert hielten. Dabei hatte er wohl ein wenig den Blick für die geduldige und demütige Liebe seiner Frau verloren, die ihm gerade die kleinen Dinge abnahm, vom Krageknöpfchen bis zu den Schuhbändern, und die in der Achtung dieser Kleinigkeiten genau soviel über's Ziel hinausschoß, wie er dahinter zurückließ.

Früher hatte ihn die Art seiner Frau bis zur Verzweiflung gereizt. Aber mit Hilfe seiner Lebensweisheit und mit zunehmenden Jahren — er war jetzt Ende der Vierzig — hatte er es gelernt, sie zu ertragen. Von dem Augenblick an, wo er darauf verzichtete, in ihr die Gefährtin seiner Seele, die Ergänzung seines Ichs zu suchen, war es ganz gut gegangen. Er hatte Frieden gemacht mit der Einsamkeit, die ihren Ring um ihn schloß. Seine geliebte Wissenschaft, die hohe Mathematik, war den Menschen seiner Umgebung nicht zugänglich. Er mußte schon zufrieden sein, wenn er zuweilen in den Geist eines seiner Schüler einen Funken davon werfen konnte. Der einzige Mensch, dem er etwas näher getreten — war der Amtsrichter des Städtchens, ein humoriger Junggeselle, mit dem er manchmal einen Dämmerstoppeln trank, wobei dann diese beiden Herren über das große Welttheater und seine kleinen Filialen in Stadt und Land ihre Ansichten austauschten.

Neben diesem lächelnden Weisen lebte und verblühte Christine so weg, sorgte für ihn, trug ihm seine vergessenen Sachen nach und suchte, was er so im Laufe des Tages verlegte und verlor, wieder zusammen. Sie kochte ihm seine Leibgerichte und hielt seine Kleider in Ordnung, sie verwaltete

auch seine Einkünfte, damit er nicht alles wegschente, wie es seine leidige Angewohnheit war, und sie schloß abends die Haustür ab sowie sämtliche Schränke und Schiebläden. Denn sie war eine furchtsame Seele, die viel weinte und sich am liebsten in ein Schneckenhäuschen verkrochen hätte mit einem Schild über der Tür: Nicht zu Hause.

Sie war einmal eine ganz hübsche Person gewesen — aber seit sie verheiratet war, hielt sie eine Pflege ihres Neuhären nicht mehr für notwendig. Sie war zwar durchaus reinlich, aber sie hielt mehr auf Hygiene als auf Schönheit. So waren ihre Kleider zwar aus guten, soliden Stoffen von ihr selbst angefertigt, aber nicht gerade nach Pariser Schick geraten. Auch ihre Schuhe, breit und mit leicht schief getretenen Absätzen, waren mehr bequem als schön. Dafür kostete denn auch ihre Bekleidung nicht viel Geld, und das war ihr eine Genugtuung. Denn diese Frau war von einer ängstlichen Groschenparasamkeit, die bei ihrer Kinderlosigkeit keinen rechten Zweck hatte und wie ein versandeter Brutinstinkt anmutete.

Christine Griesse hatte Angst vor der Welt und Angst vor dem Leben. Ihr Denken und Sinnen und ihre ganze Liebe drehten sich um den einzigen Menschen, den das Schicksal ihr gegeben hatte — ihren Johannes. Es war eine Liebesheirat gewesen. Denn zu einer Zeit seines Lebens hatte Johannes Griesse sein Ideal in dieser schlichten Frau gesehen. Aber auch Ideale verstauben.

Christinens Gretchenzöpfe wurden aschfarben und dünn, straff aus der Stirn gezogen und hinten zu einem Dutt aufgedreht, der an eine mager geratene Schneckenmudel erinnerte. Ihr Gesicht hatte den besorgten Ausdruck einer im Kleinkram ersickten Seele. Aber sie war ein gewissenhafter Pflichtenmensch. Wenn Johannes in früheren Jahren ihrer Ehe gereizt und unglücklich war, dann hatte sie ihre Pflichten doppelt genau erfüllt. Sie begriff nicht, daß sie in der Hauptsache versagte. Sie gab, was sie hatte, mehr vermag kein Mensch. Das hatte Johannes Griesse schließlich auch eingesehen und war seitdem gütig gegen sie, so daß Christine, die keine großen Ansprüche an das Leben stellte, durchaus glücklich verheiratet war.

Johannes aber fand, daß angesichts der Sternengelecke ein kleines Menschenschicksal zu unwichtig sei, um sich darüber totzugrämen, selbst wenn es zufällig sein eigenes war.

Da geriet aber eines Tages in die Lebensbahn dieses Weisen einer jener Irr- oder Wandersterne, die irgendwo aus dem Kosmos kommen — Weltenbummler und Umherstreicher, die von den ordentlichen Planeten entweder angezogen oder abgelehnt werden, hier und da im Vorüberziehen eine Welt zertrümmern oder selbst zu einem feurigen Regen auseinanderstieben. Für einen Kometen ist das vielleicht gar nicht schlimm. Aber ein ehrlicher Ordnungstern kann zusehen, wie er nachher seine Klamotten wieder zusammenkriegt — und manchmal muß er erleben, daß Teile seines Kernes nun als Feuerfunken dem Irrstern nachjagen — hinaus in die unbekannte, grenzenlose Weite des Weltraumes.

Es geschah nämlich, was sich alle Jahre zweimal ereignete, daß der Jahrmarkt in das Städtchen kam mit all seinen Buden

voll Tand und Schund, seiner Ausschußware und Badenbütern, mit dem Nummelpfah voll Schaubuden und Karusselle, Waffelbäckereien und Schießstände und mit dem ganzen Gefolge von Drehorgelmännern, Krüppeln und Berufsbettlern, das den Messen und Märkten nachzieht wie der Troß einem mittelalterlichen Heerwurm.

Christine verabschiedete alles, was mit Jahrmärkten zusammenhing. Sie schloß an diesen Tagen doppelt sorgfältig alles ab. Sie lebte in bebender Angst vor dem Einbrecher, auf den sie schon ihr ganzes Leben umsonst gewartet hatte. Sie machte sich sogar die Mühe, eine Art von Alarmsystem auszudenken, indem sie an jedem einzigen Abend an alle festverschlossenen Fensterläden und Türen allerlei Klappiges aufhängte, wie alte Konservendbüchsen, Blechkannen und -deckel und ähnliches Gerümpel, so daß es einen schrecklichen Lärm geben mußte, wenn der Einbrecher den Versuch machen würde, eine Tür oder ein Fenster leise zu öffnen. Johannes ließ sie gewähren. Er hatte es längst aufgegeben, ihr beweisen zu wollen, daß ein Einbrecher sich für seinen Raubzug wahrscheinlich nicht den Palast eines Mittelschullehrers aussuchen würde. Denn so arm Christine sonst an Einfällen war, hier erwies sie sich als von wahrhaft schöpferischer Phantasie. Ihre Uhr und die paar ererbten Schmucksachen von ihrer Mutter, deren einziger Wert in heiligen Erinnerungen bestand, mußten ihrer Aufsicht nach die Habgier des Einbrechers in höchstem Maße erregen. Christine verließ in den Markttagen ihr Haus so selten wie möglich und führte somit das Leben einer Schildwache, die nie abgelöst wird.

Johannes Griefe dagegen versäumte niemals, sich das ewig alte und immer wieder bunte Schauspiel des Jahrmärktes anzusehen, das wie ein Ueberbleibsel des Mittelalters vergnüglich in unsere Zeit hereinragt und sich seinen Platz darin zu behaupten weiß. So wandelte er auch diesmal auf dem Heimweg von der Schule über „die Messe“ und verweilte bei jedem Marktstreier einige Minuten, bei dem Tintenkleck und dem Kostfledenenferner, bei dem Eisenhosenfaltenbügler, bei dem Patenthosenknopfsannagler, bei dem Scherbenfleber und dem Kräutermännlein — und überall hörte er mit viel Vergnügen den Lobpreisungen dieser fliegenden Händler zu.

Zuletzt blieb er bei einem Sternweisen stehen, der einen ausgeführten Himmel auf einer großen, schwarzen Karte zeigte, woraus die Bilder des Tierkreises in ihren „Häusern“ zu sehen waren und daneben das lebensgroße Bild eines nackten Menschen, mit unzähligen Strichen, Zeichen und geheimnisvollen Schriftzügen bedeckt. Hier wurden auch Horoskope gestellt, die man aber erst am andern Tag gegen den billigen Preis von einer Reichsmark abholen konnte, da der Magier sie an Hand der genauen Lebensdaten in der Nacht auszurechnen versprach.

Eine lange Zeit hörte der Mathematiker Griefe mit Staunen und Unwillen den seltsamen Reden des Mannes zu, in denen sich in wunderlicher Weise wirkliches Wissen und krasser Aberglaube zu einem Knäuel verfilzte, der bedenkliche Rückschlüsse auf den Geisteszustand seines Erzeugers zuließ.

Schrifttum und Heimatkunde

„Das Bild“. Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. (Verlag C. F. Müller, ebenda, Jahrgang 1934, Heft 8.)

Die Schriftleitung tat einen guten Zug, um bei den bisher häufig wiederkehrenden Autoren die fast zwangsläufig eintretende Gleichartigkeit zu bannen. „Das Bild“ setzt nämlich mit seinem neuesten Heft, das Alt-Sachsen gewidmet ist, seine Kunst- und Kulturwanderungen mit bestem Erfolg fort. Schon der Auftitel mit der Wiedergabe des Bernward-Kreuzes kündigen vom Eintritt in das Ottonische Reich, in ein „Hochzeitalter“ deutscher Macht und solcher deutscher Kunst, der wir an blutgebundener Reinheit und Ungebrochenheit wohl überhaupt keine zweite an die Seite zu setzen haben. So bringen uns die Aufsätze „Quedlinburg, die alte Kaiserstadt am Harz“ von Dr. Herbert Rode und „Altsächsische Dome“ von Franz Langheinrich in Wort und Bild vor die ehrwürdigen Zeugen der Erstgeburt germanischen Formwillens; Henri Mannen aber zeigt in seinem Aufsatz „Altsächsische Plastik im Mittelalter“, wie in der Folgezeit die innere Größe des Sächsentums sich zu einer herrlichen Blüte des Kunstschaffens erschloß. Der schon durch den „Kunstwart“ seit vielen Jahren bekannte und geschätzte Professor Dr. Paul Schulze-Naumburg spricht über Zeit- und blutgebundene Kunst, Walter Hoed, Schriftleiter der Landesstelle Braunschweig-Hannover der Reichskunstkommission, mit einigen eigenen Werken.

Griefe sah sich den Burschen genau an. Er hatte eines jener überzeugten Gesichter, die er „Gesundbetergesichter“ nannte — mit einer milden Weltbeglückermiene — gepaart mit einer mitleidigen Verachtung für alle, die nicht zu seinen Gläubigen gehörten.

Ein verfrachter Student, wahrscheinlich, dachte Griefe. Zählt aber eher zu den dummen Teufeln als zu den Schlimmen.

Gerade war er im Begriff, weiterzugehen, da fiel sein Blick auf das Mädchen, das bei dem Sterndeuter in der Bude stand und kleine, zusammengerollte Papiere aus einem Kasten feilbot.

Es war an diesem Tage ein regnerisches, föhniges Frühlingswetter, und das Mädchen trug einen verschlossenen, graugrünen Bodenmantel, aus dem sich der Kopf leuchtend hervorhob. Es war, als brenne ein Licht auf einem alten, oxydierten Leuchter. War es das kurzgeschnittene Blondhaar, das im Winde wehte, war es der aufsteigende Blick ihrer Augen — oder die breiten, weißen Zähne, die, von der kurzen Oberlippe knapp bedeckt, sich bei jedem Lächeln blinkend zeigten, was dieses Leuchtende ausmachte — das war nicht zu ergründen. Genug, sie stand da wie ein Licht, und die Motten flogen scharenweise hinein. Was Wunder, daß ein armer Mathematiker sich daran versenkte.

Von einem fremden Willen gezwungen, griff er in ihren Kasten und zog eines der Röllchen heraus. Dabei sah er in ihre Augen hinein und fragte lächelnd: „Ist es aber auch wahr, was in dem Briefe steht?“

Mit einer warmen, jungen Stimme und in nordischem Tonfall gab sie zurück: „Für den, der daran glaubt — ja.“

In diesem Augenblick verdroß es ihn, daß ein so köstliches, junges Geschöpf sich zu einem so dummen Fokusfokus mißbrauchen ließ, und um einen Schatten ernster fragte er: „Gucken Sie auch hinter den Vorhang und sagen die Zukunft voraus?“

Sie schüttelte den Kopf und lachte.

„Ach nein, mein Herr. Ich verkaufe nur so das kleine Glück.“

„Das kleine Glück? Was verstehen Sie darunter?“

„Nun, was jedem Menschen alle Tage geschieht, ohne daß er es immer richtig zu schätzen weiß. Daß zum Beispiel beim Heimkommen ein warmes Essen auf dem Tisch steht und daß er heute nacht ein gutes Bett hat, und vielleicht“, fügte sie mit einem unnachahmlich schalkhaften Lächeln hinzu, „daß er mit begegnet ist.“

Bei diesen Worten warf ihr Begleiter, ohne seinen eigenen Redestrom zu unterbrechen, ihr einen mißbilligenden Blick zu, der sie sogleich einschüchterte. Sie sagte nur noch: „Zehn Pfennig, mein Herr, bitte —“ und wandte sich dann andern Kunden zu.

Eifersüchtig ist er auch noch, der Türke, dachte Griefe, wundert mich nur, daß sie bei dem albernen Narren auch noch so heiter dreinschauen kann.

Auch die „Deutsche Bauhütte“ Hannover, tritt mit einem grundlegenden Aufsatz ihrer Schriftleiterin Klara Trost auf den Plan: „Verantwortungsbewußtsein — die erste Forderung der Baukultur.“ Ebenso erinnern einige „Streiflichter auf Malerei und Plastik der Gegenwart in Braunschweig“ daran, daß Braunschweig das erste von einem nationalsozialistischen Ministerpräsidenten geleitete Land war, daß dieser, Dietrich Klages, in der Burg Heinrich des Löwen die erste größere „Ausstellung rein deutscher Kunst“ eröffnete. Eine von der jungen Bildhauerin Anny Funke-Schmidt geschaffene Plastik bringt uns auch sein Bildnis.

Im „Deutschen Kunstbericht“ werden von nun an auch die „Offiziellen Mitteilungen des Kulturamtes München“, soweit sie die Abteilung für bildende Kunst betreffen, veröffentlicht; so finden sich diesmal Mitteilungen über die Ankäufe der Stadt in der „Ausstellung München 1934“. Außer einem Beitrag zur Ueberblick „Auf dem Wege zum deutschen Stil in Malerei“ von Galeriedirektor Dr. Hofmann, München, begegnen wir auch einigen Buchbesprechungen.

Zur Veröffentlichung des Scheffelschen Testaments in der Nr. 30 der „Pyramide“ ist zu bemerken, daß es in der von Zentner herausgegebenen Jahresgabe des Deutschen Scheffelbundes für 1934, „Vom Trompete zum Eckehard“, Griefe ins Elternhaus 1863/66, erschienen ist.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“